

3.5 Das Ende der Bestattung als »umfassende Transformationsvorrichtung«

Mori (2014: 8) fasst den Trend zur Direktbestattung als ein Indiz dafür auf, dass der frühere Common Sense – denn kein staatliches Gesetz schreibt ein bestimmtes Zeremoniell für Bestattungen vor – den Übergang der Verstorbenen von der Welt der Lebenden zu der der Toten auf die eine oder andere Weise zeremoniell zu begehen, nun aufgelöst sei. Auch wenn sie keine belastbaren Zahlen dazu nennen können, so schätzen sowohl Mori (2014: 8) als auch Yamada (2010: 110), dass ca. 20–30 Prozent der Bewohner Tōkyōs sich inzwischen für die Direktbestattung entscheiden. Die japanische Konsumzentrale kam bei einer Untersuchung aus dem Jahr 2010 auf eine Verbreitung von 22 Prozent (vgl. SCA 2013: 115).

Diese Zahlen sind frappant, wenn man sich vor Augen hält, dass Direktbestattungen früher einmal die Ausnahme bildeten und ausschließlich für von der Norm abweichende Todesfälle in Frage kamen, etwa für Sozialhilfeempfänger oder für nicht identifizierbare anonyme Verstorbene (*mimoto fumei no kōryō shibōnin*). Inzwischen sei aber auch die Direktbestattung »in der Mitte der Gesellschaft« angekommen. Die Tatsache, dass auch immer mehr Menschen mit Familie eine Direktbestattung ohne jegliches Zeremoniell für sich in Erwägung ziehen, deutet laut Yamada (2010) auf eine generelle Verkleinerung und Vereinfachung der Bestattung hin. Dies bezieht sich nicht nur auf den Umfang der Bestattungsrituale, sondern auch auf die Teilnehmerzahl. Denn die Nachfrage nach Bestattungen im kleinen Familien- und Bekanntenkreis nehme zu. Diese Art von Bestattungen sei früher als »enge Bestattung« (*missō*) bezeichnet worden, weil dies aber einen negativen Klang habe, sei man inzwischen dazu übergegangen, euphemistisch von »Familienbestattung« (*kazokusō*) zu sprechen. Ebenso setze es sich zunehmend durch, das Ableben eines Familienmitglieds erst nach der Bestattung öffentlich bekanntzugeben, um eine zu hohe Teilnehmerzahl und damit zu hohe Kosten zu verhindern (Yamada 2010: 110). Auf diese Weise habe die Bestattung in der Gegenwart ihre frühere Funktion als »umfassende Transformationsvorrichtung« (*sōgōteki henkansōchi*) eingebüßt (ebd. 111). In Yamadas (2010: 112; 2007: 4–14) Theorie bestehe der Tod aus drei Aspekten, die durch die Bestattung umgesetzt würden:

1. Der physiologische Tod (*seiriteki na shi*), bei dem der Körper des/der Verstorbenen sich wandelt;
2. Der kulturelle Tod (*bunkateki na shi*), bei dem die Seele des/der Verstorbenen sich transformiert, und
3. Der gesellschaftliche Tod (*shakaiteki na shi*), bei dem die der sozialen Rolle zugeschriebenen Aufgaben des/der Verstorbenen auf die Hinterbliebenen übertragen werden.

Daraus lassen sich analog Funktionen von Bestattungen ableiten:

1. Physiologische Transformation: aus einem lebenden wird ein verstorbener Körper, der entsorgt wird;
2. Kulturelle Transformation: die Person des Verstorbenen wird auf der Grundlage kultureller (z.B. religiöser) Überzeugungen vom Lebenden zum Verstorbenen umgedeutet; im japanischen Fall wird sie im Laufe der Zeit zum Buddha (*hotoke*) und zum Ahnen (*senzo*);
3. Soziale Transformation: die sozialen Beziehungen werden reorganisiert, weil die Aufgaben, welche der/die Verstorbene ehemals erfüllt hat, nun neu verteilt werden müssen.

Die physiologische Transformation, also die Beseitigung des Körpers, habe sich schon nach dem Krieg gewandelt, da sie immer häufiger kommerziellen Bestattungsinstituten anvertraut worden sei anstatt durch die nachbarschaftliche Gemeinschaft gemeinsam durchgeführt zu werden. Durch die Praxis der Firmenbestattungen (*shasō*) seien die traditionellen Bestattungsrituale aber noch erhalten geblieben, weil Bestattungsunternehmen ab den 1960er Jahren Rahmenverträge mit Großunternehmen geschlossen hätten und sich dadurch die unausgesprochene Norm entwickelt habe, möglichst viel Geld in eine Bestattung zu investieren (Yamada 2010: 113). In den 1990er Jahren habe sich die Bestattung jedoch individualisiert, denn der Zusammenbruch des *ie*-Bewusstseins sei weiter vorangeschritten und mit der Rezession habe für viele auch die Zugehörigkeit zu einem die Gemeinschaft ersetzen Großenunternehmen aufgelöst. Dabei handle es sich, so Yamada – und diesen Punkt zu unterstreichen ist ein erklärt Ziel der vorliegenden Forschungsarbeit – nicht nur um einen Wunsch nach Individualisierung, sondern zum Teil auch um eine Notwendigkeit: »Das Bewusstsein dafür, Selbstbestimmung ausüben zu wollen oder auch notgedrungen dazu gezwungen zu sein, stieg [...]« (ebd., übers. DM).

Mit der Individualisierung wandelte sich die kulturelle Transformationsfunktion der Bestattung. Sie dient nun nicht mehr der Überführung der Verstorbenen in die buddhistische Welt der Toten und ihrer Transformation zu Ahnen, sondern es gehe nunmehr in erster Linie um den Abschied der Hinterbliebenen von der nun nicht mehr lebenden Person.²³ Der einstmals Lebende verwandelt sich nun lediglich

23 Diese Überführung wurde im Übrigen früher auch physisch durch eine Trauer-Prozession (*sōretsu*) vom Haus bis zum Friedhof dargestellt, an der die gesamte Nachbarschaft teilhaben konnte (Quelle: persönliches Gespräch mit Yamada, 24.05.2016). Diese wurde in der Stadt vom Automobil ersetzt – interessant ist es hier, die verschiedenen Typen von Leichenwagen zu betrachten, vom Typ vergoldeter »Schrein« bis hin zum bescheidenen, unauffälligen Modell. Zunehmend gibt es auch Versuche der Unsichtbarmachung auch dieser vereinfachten

zu einem Verstorbenen (ebd. 115). Die Trauerfeier fokussiert dann die Eigenheiten des Verstorbenen zu Lebzeiten, sodass der Fokus mehr auf dem vergangenen Leben als auf dem Tod liege. Diese Inszenierung der Individualität sei zwar schon seit dem Ende der Meiji-Zeit aufgetaucht, aber erst in den Shōwa 40er Jahren (ca. 1965–75) aufgeblüht, als die Gründer der Nachkriegsunternehmen begannen, Bestattungen abzuhalten (ebd.). Damit wurde es auch obsolet, Bestattungen vor einem religiösen Hintergrund abzuhalten; Antworten darauf, was nach dem Tod passiere, würden nicht mehr geliefert. Es habe sich zudem ein typischer, musterhafter Ablauf der Bestattung mit Abschiedsworten, Musik, Blumenniederlegung etc. herausgebildet, der das Leben des Verstorbenen als Erfolgsgeschichte erzähle, sodass es verunmöglich werde, von einem normalen Leben eines normalen Menschen zu sprechen (ebd. 116). Damit, so ließe sich dieser Gedanke weiterdenken, erfüllen Bestattungen, die die Lebenserfolge eines Verstorbenen zelebrieren, eine Anrufungsfunktion für die Trauergäste: sie werden dadurch daran erinnert, dass sie selbst noch am Leben sind und noch die Chance haben, selbst ein erfolgreiches Leben zu gestalten. Wenn der Tod, gelöst vom religiösen Glauben an ein Fortleben danach, das absolute Ende bedeutet, und es bei Bestattungen nicht mehr um die Überführung der Verstorbenen ins Jenseits geht, dann betonen sie die Wichtigkeit und Notwendigkeit, aus dem eigenen Leben noch etwas zu machen, solange sie es noch können. Sie erfüllen damit auch eine Aktivierungsfunktion für die Anwesenden, was auch in der *shūkatsu*-Praxis in der Formulierung zum Ausdruck kommt, dass es sich dabei eigentlich um ein Nachdenken über das Leben und nicht über den Tod handele (siehe Abschnitt 4.3.3).

Yamada zufolge verliert die Bestattung durch die Individualisierung die Funktion einer spirituellen Auseinandersetzung mit dem Leben und dem Tod, da es darin nur noch um den Verstorbenen, sein Leben und seinen Beitrag zur Gesellschaft, nicht jedoch um eine generelle, universelle und das Individuum sowie die Gesellschaft transzendierende Auseinandersetzung mit dem Leben gehe. Sie sei mehr zu einem Abschied vom Leben als eine Begrüßung des Todes geworden – dies würde für eine Tabuisierung des Todes sprechen. Yamada glaubt jedoch wiederum, dass der heute vermehrte geäußerte Wunsch nach einer individuellen Trauerfeier und einem individuellen, d.h. zum Individuum passenden Sterben (*jibunrashii shi*, siehe Abschnitt 4.3.1), letztlich doch wieder eine Verbindung zu Spiritualität und Gemeinschaft schaffe, insofern die Verstorbenen in spe damit eine Angst äußerten, allein zu sterben (*kodokushi*) und zu einem im Stich gelassenen Verstorbenen/Buddha (*muen-botoke*) zu werden (vgl. ausführlich: Rowe 2011: Kapitel 2 und Abschnitt 4.1.2 in diesem Buch). Der Wunsch nach einer *jibunrashii* Beerdigung könne auch als ein Ausdruck dafür verstanden werden, so Yamada, dass Menschen trotz aller Einsamkeit

und motorisierten Form der Prozession, indem z.B. die frühen Morgenstunden gewählt werden.

eben doch den Wunsch hätten, dass jemand den eigenen Willen nach dem Tod zur Kenntnis nimmt und umsetzt.

3.6 Kolumbarien – architektonische Vergegenständlichungen des post-modernen Sterbe-Dispositivs

Das gewandelte Verhältnis zum Tod und zu den Verstorbenen schlägt sich auch architektonisch im Bau von Friedhöfen und Grabanlagen nieder. Eine besondere Vergegenständlichung dieses gewandelten Verständnisses findet sich zum Beispiel in Form vollautomatisierter Kolumbarien. Es handelt sich dabei um mehrstöckige Gebäude, in denen die Urnen Verstorbener, anstatt sie unter der Erde zu vergraben, in Regalen übereinander gestapelt aufbewahrt werden. Hierzu werden sie in speziellen Kästen verstaut, in die je nach Modell bis zu acht Urnen hineinpassen. Es gibt hier also ebenso wie bei traditionellen Friedhöfen die Möglichkeit ein Familiengrab anzulegen. Möchten Angehörige das »Grab« besuchen, so können sie das Gebäude mit einer Chipkarte betreten und sich die Urne über ein Fließband an einen Altar fahren lassen.

Im Unterschied zu horizontal angelegten Friedhöfen können in Kolumbarien durch das Stapeln der Urnen in Regalen auf einem Bruchteil des ansonsten für Gräber benötigten Grundstücks Tausende Urnen untergebracht werden. Ohnehin hat bereits die Kremation eine Platz einsparung gegenüber der Erdbestattung gebracht, da für Urnen weitaus weniger Platz benötigt wird als für einen Sarg. Die neuartigen städtischen High-Tech-Kolumbarien optimieren die maximal mögliche Nutzung des knappen Raums jedoch noch einmal um ein Vielfaches. Sie lösen damit das Platzproblem, das vor allem in Tōkyō die Preise für Gräber ebenso wie die Immobilienpreise seit Beginn der 1990er Jahre hat ins Unermessliche steigen lassen (Mori 2014). Kotani (2014) weist darauf hin, dass es die lokale Verwaltung v.a. in Tōkyō jahrelang versäumt habe, dem Platzmangel auf öffentlichen Friedhöfen beizukommen, obwohl das Problem schon lange bekannt gewesen sei. Die Grundstücksspekulationen in der Bubble-Wirtschaft der 1980er Jahre führten zu immensen Preissteigerungen auch bei den sog. »ewigen Nutzungsrechten« (*eitai shiyō*), die mit dem Graberwerb zu entrichten sind. Selbst wer sich dies leisten konnte, bekam aber häufig noch nicht einmal einen Grabplatz. Bereits 1987 habe man z.B. auf dem städtischen Friedhof in Hachiōji die Grabplätze nur über Lotterien zugewiesen bekommen; bei manchen Friedhöfen in der Metropolregion Tōkyō kämen heute bis zu 150 Bewerber*innen auf einen Platz. Da die öffentliche Verwaltung für das Platzproblem kein Lösungskonzept habe vorstellen können – öffentliche Friedhöfe werden kaum erweitert geschweige denn neu gebaut –, hätten sich Privatunternehmen (z.B. Immobilienfirmen und Steinmetze) dieses Vakuums angenommen, indem sie sich mit